

Manche Dinge muss man nicht erklären

Es ist scheißkalt in London, keine Frage.

Viele Leute aus meinem Bekanntenkreis – allesamt regelmäßige Konzertbesucher – hassen es, die Themse in südlicher Richtung zu kreuzen und sich in Brixtons altehrwürdiger Academy einzufinden. Wahrscheinlich verrät das den Snobismus der Nordlondoner; ich persönlich liebe diese Halle. Sie ist zudem so nahe an meiner Wohnung gelegen, dass ich sie beinahe mein zweites Zuhause nennen könnte. Zwei oder drei Kilometer weiter spielen kaum wirklich großartige Bands, aber in der Academy waren sie alle schon. Die Konzerte dort versprechen stets ein Flair von Dramatik und etwas ganz Besonderem.

Brixton ist zudem das frühere Revier von The Clash. Die Schule, die Gitarrist Mick Jones und Bassist Paul Simonon besuchten, ist nur einen Pinkelstrahl von hier entfernt, und sie sogen mit ihrer Musik schon früh die Reggae- und Dub-Rhythmen aus den Soundsystems und Plattenläden dieser Gegend auf. Der Punk-Ska-Reggae-Mix entstand zum Teil hier in diesem Stadtteil, in dem Armut und Luxussanierung, Drogen und Verbrechen, Gemeinschaft und Partystimmung gleichermaßen zu Hause sind und für Vibes sorgen, die sich stets verändern.

Das alles schicke ich an diesem frostigen Januarmorgen deswegen voraus, weil es The Clash ohne Brixton nicht gegeben hätte – jedenfalls nicht in der Form, in der The Clash später Millionen Fans begeisterten. Ohne The Clash wiederum hätte es Operation Ivy nicht gegeben und ohne Operation Ivy ... genau, ihr wisst schon, worauf ich hinauswill. Es macht den Eindruck, als würde sich ein Kreis schließen, wenn man einmal genauer hinsieht.

Auf der psychogeografischen Landkarte der Punkrockwelt ist Brixton mit Großbuchstaben verzeichnet, und immer noch haftet dem Stadtteil eine Outlaw-Atmosphäre an. Hier trifft Reich auf Arm, und die vielen Durchreisenden, die in Brixton nur kurz Station machen, sorgen zusätzlich für eine interessante und mächtige Spannung. In der

jüngeren Geschichte gab es hier heftige Unruhen, als unterdrückte Bevölkerungsgruppen sich gegen Armut, Rassendiskriminierung oder Polizeiwillkür zur Wehr setzten. Brixton tut, was es will.

Das macht diesen Stadtteil zu einer sehr punkigen Gegend.

Dieses Revier haben sich Green Day für zwei „intime“ Konzerte in London ausgesucht, wenn man Shows vor fünftausend Zuschauern noch intim nennen kann. Es sind ihre ersten Gigs in einer Stadt, in der sie, seit *American Idiot* an die Spitze der britischen Charts geschossen ist, bereits viel Zeit verbracht haben. Es ist eine gute Entscheidung, unter anderem auch, weil sich die Brixton Academy für schicksalsträchtige Konzerte anbietet, da diese altehrwürdige Halle im Gegensatz zu den reizlosen, nach wässrigem Bier stinkenden Hallen von der Größe und Atmosphäre eines öffentlichen Klos das grandiose Flair eines einst sehr noblen Theaters alten Stils vermittelt. Der Proszeniumsbogen über der Bühne aus den Zwanzigern, die über zehn Meter breite bronzenen Halbkuppel und die fantastische Jugendstilausstattung prägen noch immer das Interieur. Die beiden Turmaufbauten links und rechts der Bühne und der Balkon darüber sind den italienischen Meisterwerken im Colonna-Palast nachempfunden. So entsteht ein schräger Mix aus verblassender Opulenz der Alten Welt und – wegen der ungewaschenen Massen, die hier regelmäßig einfallen – modernem Straßenschmutz. Hier trifft sozusagen das Beste der Vergangenheit auf die Gegenwart. Zudem steigt der Fußboden leicht nach hinten an, sodass selbst die klein gewachsenen Konzertbesucher einen anständigen Blick auf die Bühne haben, und daher ist es, wie ein paar Fans neben mir begeistert erklären, eine ideale Halle, um Green Day zu sehen. Nicht zu groß, nicht zu klein.

In der ersten halben Stunde haben Green Day die ersten Songs von *American Idiot* hintereinander gespielt, schön inszeniert mit pyrotechnischen Effekten, wechselnden Kulissen, Glitzerkanonen und allen anderen typischen Zutaten einer großen Rockshow; es war der beste Green-Day-Gig, den ich bisher erlebt habe. Danach dränge ich mich an Zivilfahndern, wild entschlossenen Bootleggern und den Minitaxifahrern vorbei, die aggressiv um Kunden ringen, während die Menschenmassen durch die Eingangstüren nach hinausströmen und die frostige Luft mit Schweißgeruch, dampfigem Atem und ihrer Begeisterung erfüllen.

Es ist eisig draußen, aber mir ist noch nicht kalt. Ich überquere die Straße und gehe an den Brückenbogen der Bahnlinie entlang, wo sonst der Markt stattfindet, bis in eine Seitenstraße, in der ich zuvor

in großer Hektik mein Auto abgestellt habe. Als ich das Radio einschalte, laufen Minor Threat im sonst so konsequent poppig ausgerichteten Jugendsender Radio One! Hä? Noch nie zuvor habe ich Minor Threat im Radio gehört. Vor zehn, fünfzehn Jahren wäre so etwas überhaupt nicht möglich gewesen. Ich bin mir sicher, dass solche musikalische Erdrutschbewegungen unter anderem auch von Green Day angestoßen wurden.

Eine gute Minute später ist der Song vorbei, und ich fahre die Coldharbour Lane entlang, vorbei an der einen oder anderen zitternden, cracksüchtigen Hure, deren Zuhälter einige Schritte dahinter im Schatten wartet und nur am gelegentlichen Aufglühen der Zigaretten zu erkennen ist.

Im Radio kommen nun die Nachrichten, und an erster Stelle geht es um die Entlassung zweier Briten aus dem berüchtigten, die Menschenrechte verletzenden Gefangeneneilager der USA in Guantánamo Bay auf Kuba. Es hatte „nur“ drei Jahre gedauert, drei Jahre, in denen man den beiden Männern keinerlei rechtliche Unterstützung irgend-einer Art zugestand, bis die amerikanische Regierung zu dem Schluss gekommen war, dass sie nichts mit Osama Bin Laden oder den Anschlägen vom 11. September zu tun hatten. Oder mit dem Irak. Oder mit Nordkorea. Oder mit den Franzosen. Oder wer sonst gerade zum neuen unsichtbaren Feind Amerikas abgestempelt worden ist.

Wie es in dem Nachrichtenbeitrag heißt, wurden die beiden Männer, kaum dass sie wieder in Großbritannien gelandet waren, prompt vom britischen Geheimdienst MI5 festgenommen. Die Sache stinkt nach politischem Kalkül – die britische Regierung musste nun irgend-eine Art von Aktivität zeigen, nachdem George W. Bush dieses peinliche Thema und diplomatische Desaster wieder vor der Tür der Downing Street abgelegt hatte.

Der Punkt dabei ist: Wenn nicht der kleine Mann aufsteht und hart bleibt, wird Parteipolitik weiterhin viel Rauch um Nichts bleiben. Aber was hat all das mit Green Day und Punkrock zu tun?

Nichts. Nichts und doch irgendwie eine ganze Menge. Nichts, weil sie eben doch nur blöde Drei-Akkord-Popsongs spielen. Und dann aber doch eine Menge, weil sie mit dem, was sie heute Abend ausgesagt haben, Millionen von Menschen emotional berühren – mit dem Wirgefühl, das all jene verbindet, die keine Macht und keinen Einfluss haben. Die antiimperialistische, antirepublikanische Haltung von Green Day ist ein kleiner, aber notwendiger Beitrag – und in vieler Hinsicht auch ein mutiger.

Denn der amerikanische Idiot ist noch immer da und erfreut sich bester Gesundheit. Ebenso wie die vielen anderen Idioten in anderen Ländern der Welt.

Manchmal könnte man glauben, dass die Idiotie allmählich immer mehr überhand nimmt und uns nur noch die Musik, das Tanzen und die erhobenen Fäuste davor bewahren können.

Nur in der Opposition kann die Rockmusik ihre Kraft erhalten. Aber, hey, das wisst ihr wahrscheinlich schon. Manche Dinge muss man eben nicht erklären.

Telegraph Avenue sieht in vieler Hinsicht so typisch amerikanisch aus, als könnte sie überall sein. Sie erstreckt sich südlich der großen Lernfabrik der Universität von Berkeley, die so viel Protest, Widerspruch und Liberalität hervorgebracht hat. Die Journalistin Gina Arnold hat diese Einkaufsmeile einmal so beschrieben: „Hier finden sich die prägenden Namen der Neunziger – *Starbucks*, *Benetton*, *Tower Records* – in wenig harmonischer Union mit den Überresten der Sechzigerkultur, den Headshops, Drogendealern, Frauen mit strähnigem Haar, die Kristalle verkaufen, und ganzen Armeen von grotesk aussehenden Obdachlosen mit vielen Haaren und rot entzündeten Augen, die irgendwie gefährlich wirken.“

Der Anblick solcher Leute sorgt nun wieder für einen großen Unterschied zur amerikanischen Norm. Denn auch wenn Berkeley inzwischen von den unnachgiebigen Kettengeschäften unterwandert worden ist, die in den letzten zwei Jahrzehnten begonnen haben, jede amerikanische Einkaufsstraße alarmierend uniform wirken zu lassen, hat die Stadt doch immer noch ihren unabhängigen Geist bewahrt. Dennoch ist heute dort alles anders als früher, ebenso wie im nicht allzu weit entfernten Oakland.

Drüben in Rodeo, der eigentlichen Heimat von Green Day, hat sich hingegen seit den Siebzigern kaum etwas getan. Läden und Treppunkte wie *Rod's Hickory Pit* sind gekommen und gegangen wie auch einige Familien, die in der Stadt lebten, aber die meisten Einwohner sind noch da, und die Infrastruktur, die sie versorgt, ist weiter klein und überschaubar geblieben. Rodeo ist nicht zwischendurch zu unerwartetem Reichtum gekommen, wie es in der Vergangenheit schon einmal geschah (oder wie es zweien seiner ehemaligen Bürger inzwischen geschehen ist), aber man hat ihm auch nicht das Herz und die Seele ausgerissen, wie es auch schon einmal passiert ist. Willets oben bei Mendocino ist noch genauso isoliert und leicht exzentrisch, wie es das

stets gewesen ist. Die Pinole Valley School gibt es immer noch, die John Swett High School ebenfalls.

Aber schließlich ist es auch nur eineinhalb Jahrzehnte her, seit Billie Joe Armstrong, Michael Pritchard und Frank Edwin Wright III. ihre Karriere begannen. Der Aufstieg von Green Day ist noch nicht so lange her. Und es ist eine Geschichte, die sich an jedem Tag ändert, an dem sie sich selbst weiterschreibt und ständig neue Kulissen, Nebenfiguren und statistische Meilensteine erschafft, aber weiterhin mehr oder weniger um dieselben Hauptfiguren kreist, die dieselben Dinge tun wie immer.

Gestern Nacht blieb ich wach und sah mir die Grammy-Verleihung 2005 an. Green Day waren in sechs Kategorien nominiert und ließen mit Elvis Costello sogar ein Idol von Billie Joe hinter sich, als sie den Preis für das beste Rockalbum abräumten. Die Dankesrede der Band war komplett aus der Übertragung geschnitten worden – entweder weil sie irgendetwas Kontroverses gesagt hatten, oder aber weil Jennifer Lopez als Nächstes mit Ehemann Nummer sechzehn ein Duett präsentieren wollte. Egal. Große Reden waren ohnehin nicht nötig, mit *American Idiot* war alles gesagt worden.

Selbst in ihren maßgeschneiderten Anzügen wirkten die Mitglieder der größten Rockband Amerikas bei einem derart glitzernden, oberflächlichen Event seltsam fehl am Platz. Und das ist auch gut so. Denn wenn Green Day zu sehr auf Schmusekurs mit der herrschenden Musikindustrie-Elite in den USA gingen, wären sie erledigt. Aber nach den ersten fünfzehn Jahren ihrer Karriere zu urteilen ist eine solche Entwicklung nicht zu befürchten.

In der letzten Woche sind sie zudem auch in den beiden größten Musiksendungen Großbritanniens live aufgetreten, bei *Top of the Pops* und in *CD:UK*. Und ich habe sie bei den Brit Awards gesehen, dem britischen Äquivalent zu den Grammys, wo sie grinsten, als der Moderator daran erinnerte, dass sie zehn Jahre zuvor schon einmal da gewesen waren, in der Kategorie „Beste internationale Band“ aber gegen Bon Jovi verloren hatten. Freunde und Kollegen haben mich mit Verkaufsstatistiken für Rockalben bombardiert, und letztes Wochenende habe ich den Namen des Trios in zwei verschiedenen Berichten einer großen seriösen Tageszeitung entdeckt. Es handelte sich nicht um eine Plattenkritik oder eine Konzertankündigung, sondern um richtige Artikel, die neben Beiträgen über Wahlbetrug oder Bombenanschläge oder die allgemeine Umweltverschmutzung standen. Und als ich heute Morgen den Fernseher einschaltete, sah ich, wie Tré den Zuschauern einer

Sonntagnachmorgensendersendung erklärte, warum Hundemilch auch für Menschen gesund ist. Als ich das Radio einschaltete, lief gerade „Holiday“. Gestern wurde bekannt, dass Green Day neben anderen großen Acts als einer der Headliner des großen schottischen Festivals T in the Park 2005 bestätigt worden waren. Und dann haben sie in diesem Sommer ja auch noch das riesige Stadion in Milton Keynes ausverkauft und dort das größte Punkkonzert gegeben, das je in Großbritannien veranstaltet wurde. Aber das sind nur Statistiken.

Letztlich fühlt es sich seltsam an, wenn man sieht, dass eine Band, die einmal zum Underground gehörte, jetzt zwischen irgendeiner Seifenoper und Hundefutterwerbung im Fernsehen spielt. Rockmusik ist da nur ein Produkt wie alle anderen ... aber das ist kein Grund für Bitterkeit.

Wenn ihr Green Day hasst, weil sie sich so entwickelt haben, wie sie es taten, dann habt ihr euch verändert, aber nicht die Band. Das ist aber auch in Ordnung.

Morgen könnte man schon wieder etwas Neues hinzufügen.

Die Geschichte schreibt sich selbst immer weiter.